

ten: ein Absehen von ihnen wird zum Problem der Aufgabe »wesentlich« christlicher Elemente, wie man meint. — Maas ist es in einem hohen Grad gelungen, in einer auch sprachlich sehr ansprechenden Weise diese Problematik von ihren Gründen her freizulegen. Wieder einmal zeigt sich der heilvoll-unheilvolle Zusammenhang von Theorie und Praxis, wie der Verfasser ihn zu enthüllen vermag. Im Blick auf die Lösungsvorschläge möchten wir besonders die vom Verfasser ins Auge gefassten Konsequenzen für Glaube, Dogma und Kirche unterstützen wissen.

Von einer weiteren Seite wächst uns für eine verantwortungsbewusste theologische Arbeit in der Frage nach »Gott« eine sehr begrüßenswerte Hilfe zu — durch das Werk von J. Hochstaffl, überschrieben »Negative Theologie«. Dass der Patristik schon immer eine bedeutende Rolle in der Theologie zukam, ist absolut nichts Neues. Die Frage war nur, worin diese Rolle bestand, wofür die Patristik eingesetzt oder doch bemüht wurde. Für unseren Autor darf man diese Frage mit freudiger Entschiedenheit äusserst positiv beantworten: er zeigt, dass die theologisch als »gross« zu bezeichnende Zeit des frühen Christentums uns in unserem Bemühen um Glauben und Theologie eine unmittelbare und durchaus sehr kritisch einsetzbare und verwendbare Hilfe — und eigentlich noch mehr als nur das — zu bieten vermag, wenn wir nur in der Lage sind, aus dem sich findenden Material, aus den Fragestellungen und Antwortversuchen das Entsprechende — und nicht etwas anderes — ans Licht zu heben. Es nützte wenig, wenn der wirkliche Wert des theologischen Bemühens jener frühen Zeit den Fachleuten allein bekannt und somit ihnen (weiterhin) vorbehalten bliebe, während schon eine breitere theologische Öffentlichkeit unserer Tage neben einer Anzahl dürrer Zahlen und Fakten nur im Stil hergebrachter Florilegalitäten um »die Väter« wüsste: die Väter als Zeugen für allerlei Spekulationen, für Vorstellungen, zu denen uns so ziemlich jeder Zugang fehlt, als Zeugen für diesen oder jenen später definierten Glaubenssatz und so weiter — von anderem, auch im Blick auf das geschichtliche Auseinander von Christentum und Judentum, gar nicht erst zu reden. Es könnte sein, dass eine neue Beschäftigung mit der frühen christlichen Theologie diese in einem anderen Licht erscheinen liesse, als es das bislang der Fall war. Hochstaffl hat dazu — freilich neben und mit anderen, die hier zu nennen wären — einen denkbar guten Beitrag geleistet. — Als besonders tragfähig erscheint uns die von ihm erhobene und sehr gut ausgewiesene *via negativa*, die sich in dreifacher Weise (als Grundmoment, Vermittlungsmoment und Affirmationsmoment) expliziert und somit anzeigt bzw. ermöglicht, dass Negation eben nicht nur einfach Negation (»und sonst gar nichts«) zu sein braucht. Die Affirmation, »die eben nur im Verweis angezielt werden kann«: genau das scheint uns die Situation zu erfordern — nicht mehr und nicht weniger. Ebenso wichtig scheint uns, dass der Verfasser »die Begriffsgeschichte negativer Theologie als eine Reihenfolge relativer Transzendenz von Verständnissen absoluter Transzendenz« zu fassen und zu verstehen vermag: denn darin offenbart sich unseres Erachtens die entscheidende Möglichkeit, den geschichtlichen Ablauf des theologischen Bemühens in seiner Verschiedenheit und in seiner Ganzheit so zu respektieren — und zwar in allen je möglichen einzelnen Phasen — dass damit der Kontinuität im Geschichtsvollzug (und nicht nur in einer diesen systematisierenden Idee, die sich an der ausweisbaren Wirklichkeit nicht zu bewähren vermöchte) das fällige Genüge getan

wird. Schliesslich sei auf die hohe Bedeutung hingewiesen, welche der dem Verfasser zu dankenden Erörterung um die »Denkformen« zugesprochen werden muss. Auch damit tut sich eine Tür auf — nicht nur für diese, sondern für jede Theologie, die das Angebot zu nutzen weiss.
O. K.

PAUL WINTER: On the Trial of Jesus. Second Edition. Revised and edited by T. A. Burkill and Geza Vermes*. Studia Judaica. Forschungen zur Wissenschaft des Judentums. Hrsg. von E. L. Ehrlich. Band I. Berlin 1974. Verlag Walter de Gruyter. XXIII und 225 Seiten.

Paul Winters Buch über den Prozess Jesu braucht, da es sich längst selbst empfohlen hat, nicht mehr angepriesen zu werden. Fachleute und Kenner besitzen entweder das Werk oder aber sie vermissten es schmerzlich und bedauerten, dass es nicht mehr zu kaufen war. Denn es gehört, wie etwa Leo Baecks Büchlein über die Pharisäer, zur Grundausrüstung auf den Studiertisch zumindest all derer, die von Berufs wegen über die Zeit des Zweiten Tempels und über einen weltgeschichtlich bedeutsam gewordenen Zwischenfall dieser Epoche zu lehren haben und dies nicht aus Vorurteil und Phantasie im Ammenmärchenstile, sondern geschichtsgemäss und verantwortlich tun wollen. Aus den Erzählungen über den Prozess Jesu wurde Gift gesogen und schon in junge Menschen geträufelt, die, geblendet und betäubt, unfähig wurden zum rechten Sehen, Hören, Lesen, Reden, Verhalten, dann die Juden hassten und verfolgten und damit eigentlich aufhörten, Christen zu sein. Wer an dieser für das christlich-jüdische Verhältnis wohl entscheidendsten Stelle nach-, auf-, umarbeiten will, um gegenwärtig und zukünftig richtiger als früher zu denken, zu reden und zu handeln, der kann »am Winter« nicht vorübergehen.

Für viele ist es darum eine gute Nachricht, dass dieses unentbehrliche Standardwerk jetzt wieder zu haben ist. Der Text wurde von den Herausgebern in der Neuauflage gelegentlich verbessert; sie fügten auch besonders gekennzeichnete Anmerkungen zu, arbeiteten vor allem Bemerkungen ein, die der inzwischen verstorbene Paul Winter noch für die zweite Auflage vorbereitet hatte. Eine biographische Bemerkung über den Verfasser, eine Liste seiner wichtigsten Veröffentlichungen, eine weitere mit den wichtigsten Besprechungen der ersten Auflage, eine Bibliographie zum Thema und ein Index zum Buch sind diesmal gewinnbringenderweise dazugekommen.

Wie die Wissenschaft des Judentums im ganzen im deutschen Sprachbereich ihren bedeutsamen Anfang nahm, aber mitsamt ihren Vertretern, die sich vor ihren Verfolgern und Mördern retten konnten, in den englischen und hebräischen Sprachraum auswanderte, so floh der deutschsprachige Paul Winter auf abenteuerlichen Wegen aus der Tschechei über Ungarn, das damals sogenannte Palästina und Nordafrika nach England, wo er durch Handarbeit seinen Lebensunterhalt verdienen musste, um wissenschaftlich arbeiten zu können. Zwei Jahrzehnte lang widmete er sich dem Neuen Testament, hauptsächlich den Passionsberichten: aus tiefer Ehrfurcht vor der Gestalt Jesu, seines grossen leidenden Bruders und aus schwerer Erschütterung über das grandiose Missverständnis seines Leidens und dessen schreckliche Folgen. Von daher ist es wohl zu verstehen, dass er sich der deutschen Sprache verweigerte und sein Buch in Englisch erschien. Es ist den Toten von Auschwitz, Izbica, Maidanek und Treblinka gewidmet, unter denen seine Liebsten, Mutter und Schwe-

* Vgl. zu Auflage 1 (Berlin 1961) in FR XIII (11. 6. 1961) Nr. 50/52, S. 18 ff.

ster, waren. Den Epilog bildet eine kafkaisch verdichtete Klage darüber, dass der Prozess Jesu weitergeht und der Schrei, ihn zu kreuzigen, weiterhallt. Was Paul Winter nicht schrieb, aber jeder Leser bei sich ergänzen kann: Seitdem galten Prozesse und Schreie den Juden, brachten Jesu Brüdern millionenfachen Tod. Das Buch kann jedem darob Erschreckenden helfen, an seinem Platz dafür zu sorgen, dass die Leidensgeschichte der Juden zu Ende komme. Die rechtshistorischen und literarkritischen Analysen ergaben, dass der Prozess Jesu zwar historisch gesichert ist, sein Verlauf im einzelnen aber unsicher bleibt, weil die frühesten Quellen, die Evangelien, aus religiöser Absicht und politischer Rücksicht die Nachrichten tendenziös entstellten: In einer Zeit, da die Völkerwelt über die verhassten Juden triumphierte, sollten »die Juden« immer stärker belastet und die Heiden – in Gestalt des Pilatus – in umgekehrter Entsprechung dazu immer mehr entlastet werden. Trotzdem ist erstaunlicherweise recht deutlich, dass Jesus nach römischem Recht verurteilt und nach römischer Art getötet wurde, was um so bedeutsamer ist, wenn der Hohe Rat selber befugt war, Religionsverbrecher durch Verbrennen, Steinigen, später auch durch Erwürgen, aber ausgerechnet nicht durch Kreuzigen zu töten. Die Erklärung im Johannesevangelium, dass der Hohe Rat Jesus zwar töten wollte, aber ihn nicht töten konnte – und Pilatus zwar konnte, aber nicht wollte, sondern musste –, ist eine kühne polemische Umkehrung der historischen Tatsachen.

Allgemein lag zwar die aussen- und militärpolitische Macht bei der römischen Besatzung, aber wie anderwärts, so auch in Judäa, griffen sie möglichst bei intern religiösen Streitigkeiten nicht ein. Aber die Grenze liess sich nicht eindeutig ziehen, zumal für Juden beide Bereiche konvergierten und Römer Zweifelsfälle für sich reklamierten. Die Hochpriesterschaft wiederum, eine hauchdünne Oberschicht, war nicht allein aus Gründen der Selbsterhaltung, sondern auch und vor allem nach Besatzungsrecht gegenüber dem Statthalter zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung verpflichtet. Schon der Verschiedenheit von Sprache und Sitte wegen waren die Römer auf die Einhilfe lokaler Behörden angewiesen, denn sowenig etwa Römer Hebräisch oder Aramäisch verstanden, so wenig konnten Angeklagte normalerweise Latein oder Griechisch. Jüdische Beamte mussten bei der Festnahme Verdächtiger und bei der Prozessvorbereitung helfen: verhören, übersetzen, Anklageschrift vorbereiten.

Im einzelnen wies Winter auf, dass Jesus von römischen Soldaten im Auftrag von Pilatus festgenommen worden ist, die ihrerseits von Tempelpolizisten begleitet waren. Sie brachten ihn zum Hochpriesterpalast, in dem aber, zumal nächtens, nicht verhandelt, sondern von untergeordneten Verwaltungsbeamten, eine Vorbefragung durchgeführt worden ist. Nach kurzer Beratung bei einer Vormittagssitzung des Hohen Rates in der Quaderhalle wurde Jesus zum einzig stattgehabten Prozess an Pilatus zurückgegeben, der ihn im Schnellverfahren entsprechend römischem Recht mit der für Rebellen üblichen Strafe zum Tod am Kreuz verurteilte und hinrichten liess.

Des Hochpriesters Anteil bei Zustandekommen des Urteils, in der Überlieferung absichtlich verstärkt, bleibt so unsicher, wie das Pilatusbild sicher tendenziös ins Gegenteil verkehrt ist: nach ausserbiblischen Nachrichten unbeugsam, grausam, nach den Evangelien weich, schwach, nachgiebig; bei Markus und Matthäus urteilte er selbständig, nach Lukas und Johannes liess er sich drängen, Jesus gar den Juden zur Kreuzigung auszuhändigen¹.

¹ Joh 19, 16.18.

Alle Evangelien wollen partout nicht zugeben, dass Pilatus es war, der Jesus verurteilt hat; vielmehr geht ihre Tendenz dahin, ihn nicht nur zu entlasten, sondern auch immer sympathischer darzustellen, so dass ihn ägyptische Christen zum Heiligen ihrer Kirche machen konnten.

Die Barrabasgeschichte verwirrt eher als dass sie klärte; deutlich dient sie apologetischem Zweck, ist doch dieser Brauch sonst nirgends nachzuweisen. Auch die Verspottung, wohl allein von Soldaten veranstaltet, wurde in den Berichten ausgeweitet. Kreuzesinschriften waren üblich; die einfachste Form findet sich bei Markus, in den späteren Evangelien ist sie weiter entfaltet worden.

Winters Stärke und gewichtigster Beitrag besteht in der Bestreitung und Widerlegung des christlicherseits behaupteten Zusammenhanges zwischen Jesu innerjüdischer Auseinandersetzung und seinem Kreuzestod: Jesu jüdische Feinde waren die Hochpriester und deren Schriftgelehrte und nur sie; aufschlussreich ist die Liste S. 171–173, mit der Winter erweist, dass Markus im Passionsbericht nur sie erwähnt. Aber eben diese Gruppe hatte nach der Tempelzerstörung des Jahres 70, also zu der Zeit, da die Evangelien fixiert worden sind, alle Bedeutung verloren, waren also damit als Gegner für die Christen uninteressant geworden, während sich nur die Pharisäer neu formierten und sich ihrerseits gegen die Ketzer allgemein und gegen die Nazarener besonders wehrten. Kein Wunder, dass sie, dass die Pharisäer, der entstehenden Kirche als Gegner galten, obwohl sie niemals Jesu Feinde waren. Vielmehr gehörte er zu ihnen: Jesus lernte und lehrte unter Pharisäern, er hatte teil am innerpharisäischen Streitgespräch, das hart und scharf werden konnte; seine Polemik entspricht nach Inhalt und Stil den normalen Lehrhausdebatten, die mit Ablehnung oder Anerkennung endeten. Was immer auch Jesu Lehre war – nirgends in den Evangelien lässt sich nachweisen, dass es sich um Differenzen auf Leben und Tod handelte. Erst die Kirche zog aufgrund der geschichtlichen Entwicklung den fatalen dogmatischen Fehlschluss, dass »die Juden« ihn getötet hätten, weil sie ihn als Erlöser nicht anerkennen wollten. In Wirklichkeit kam er im Verlaufe seines öffentlichen Auftretens mit den Behörden in Konflikt, die einzig ein Interesse daran und die Macht dazu hatten, ihn zu beseitigen.

Unsicherer wirkt allerdings Paul Winters Antwort auf die Fragen: wer und was Jesus war und weshalb er verurteilt ward. Diese Probleme sind darum gewichtiger als Winter glauben wollte, weil Christen sie, bedingt durch die lange Auslegungsgeschichte, im Zweifelsfalle fast zwangsläufig im tendenziösen Sinne der Evangelien – als ob »die Juden« doch Jesus getötet hätten! – lösen. Zwar spürte er, dass die Gründe für Jesu Verhaftung im politischen Bereich gelegen haben könnten und müssten, aber zugleich reduzierte er, bedingt durch seine schwache literarische Position, die er von der Bultmannschule übernahm, diese politische Komponente: Jesu Einzug in Jerusalem und die Tempelreinigung wurden in der ersten Auflage entschärft, für die zweite Auflage allerdings wieder aufgewertet; vor allem bestritt Winter, dass sich Jesus in irgendeiner Weise auf messianische Ambitionen eingelassen habe. Wenn aber erst die Apostel politische Erwartungen eingebracht hätten, wenn alle Messianismen erst Bildungen der nachösterlichen Gemeinde wären, wenn Jesus sich demnach nur für einen normalen und gewöhnlichen Menschen gehalten hätte, dann ist freilich kein zureichender Grund für seine Verurteilung durch die politische Instanz an-

zugeben, dann kann allerdings seine Verurteilung als Rebell nur wie ein Versehen und eine Tragik erscheinen. Obwohl Paul Winter vor lauter Besorgnis um die lautere Wissenschaftlichkeit nicht zum positiven Aufweis kam, bringt sein Werk die bisher entscheidendste Hilfe für ein sachgemässeres Verstehen des Prozesses Jesu. Vor allem die hingebungsvolle Arbeit am Detail macht das Buch zum unentbehrlichen Nachschlagewerk: Ohne den Winter fehlte ein entscheidendes Handwerkszeug für eine Korrekturarbeit, die längst fällig ist. Mittels dieser Arbeit kann und muss klargemacht werden, dass der Vorwurf des Mordes Jesu durch »die Juden« nicht ins Leben Jesu gehörte, sondern eine polemische Waffe der werdenden Kirche in ihrem Kampf gegen die konkurrierende Synagoge war. Aber dieser Streit hat vor allem für die Nachgeborenen, die seine furchtbaren Folgen überblicken, seinen Sinn verloren; an seine Stelle muss wieder das partnerschaftliche Gespräch zwischen Juden und Christen treten, bei dem auch Christen aufgrund jüdischer Beiträge offen sind zum Umlernen und bereit werden zur Preisgabe altvertrauter und bequemer Vorurteile.

Reinhold Mayer, Tübingen

ERICH ZENGER / RUPERT BÖSWALD: Durchkreuztes Leben. Besinnung auf Hiob. Freiburg – Basel – Wien 1976. Verlag Herder. 133 Seiten.

Dieses kleine Buch hat es in sich. Vielleicht lässt sich das durch ein kurzes Zitat deutlich machen, so wir lesen: »Auf die Frage nach dem Sinn des Leidens gibt es keine Antworten, durch die Leiden aufhören würden, nicht mehr Leiden zu sein. Auch in der Bibel gibt es solche Antworten nicht. Leiden ist nicht ein theoretisches Problem, das es zu verstehen gilt. Leiden ist eine Situation, die allein durch die Praxis zu bestehen ist. Und dazu will uns das Buch Hiob Impulse geben« (S. 57).

Was sich in diesen Sätzen anzeigt, ist nichts anderes als die reale Entmythisierung der Religion, hier der jüdisch-christlichen Offenbarungsreligion, insoweit sie den Menschen – und wahrscheinlich jeden Menschen – zu irgendeinem Zeitpunkt seines Lebens ureigenst und unmittelbar betrifft: Entmythisierung hier zu verstehen als Befreiung von falschen, ungedeckten Erwartungen und Deutungen.

Was die Offenbarungsreligion an Wendepunkten menschlicher Existenz zu sagen oder nicht zu sagen, zu bieten oder nicht zu bieten hat, das kann der Mensch, jedenfalls von den Anfangsgründen her, nicht erst dann zu lernen beginnen, wenn er selbst in seiner eigenen Existenz zutiefst getroffen ist. Jeder kann das von sich selbst wie aus der Erfahrung mit anderen wissen. Zenger weist den richtigen Weg (durch biblischen Text, Beispiel und knappe Erläuterung): am Schicksal des anderen zuzeiten mitlernen, wie allein und wie gemeinsam Leid und Leiden getragen werden müssen und ertragen werden können, was die biblischen Texte als Schicksale im Wort uns sagen, worin ihr Trost und ihre Hilfe – von Hiob bis Jesus – liegen und worin nicht (wobei das eine ebenso wichtig ist wie das andere, also das eine vom anderen nicht getrennt werden darf); was Solidarität Gottes mit uns besagt und was nicht, was uns selbst aufgegeben ist und für wen wir was zu leisten haben. – Böswalds Interpretationen zu modernen »Hiob«-Gedichten (Sachs, Goll, Wolfskehl) erscheinen uns vorab deswegen gut gewählt, weil sie der Realitätsnähe des Kernes der Hiobgeschichte in aller wünschenswerten Deutlichkeit (und das heisst hier: Härte) entsprechen. – Zugleich sieht man wieder einmal: Religion und Theologie brauchen dann nicht um ihre Existenz zu fürchten,

wenn sie sich der Realität des Lebens zu stellen wissen, und man versteht nicht recht, warum das Vertrauen in eine derartige Zukunft vielenorts so gering zu sein scheint. O. K.

ALEXANDER ALTMANN: Moses Mendelssohn. A Biographical Study. The University of Alabama Press, University Alabama 1973 und Routledge and Paul Kegan. London 1974. 900 Seiten.

Der »Vater der jüdischen Emanzipation«, Moses Mendelssohn (1729–1786), der grosse Philosoph und *homme de lettres*, der mit allen Grossen seiner Zeit in regem Kontakt stand, ist auch jenen bekannt, die nur sehr wenig von jüdischer Geschichte und ihren geistigen Höhepunkten wissen.

Das Zeitalter der Aufklärung, mit dem die Mauern der Gettos fielen, setzte viele Juden der Anziehung und den Verlockungen der reichen und diversifizierten Kultur des Abendlandes aus. Für viele von ihnen bedeutete es den Bruch mit dem Judentum oder die Abwendung von ihm fort.

Mendelssohn wollte den Beweis liefern, dass ein Jude aktiv und erfolgreich am Leben der christlichen Mehrheitsgesellschaft und deren Kultur teilhaben kann, ohne dafür und dabei sein bewusstes Jude-Sein einzubüssen, sondern es gerade als Jude, der sich seiner Tradition und seinen partikularen Normen verpflichtet weiss, tun kann. Damit aber visierte Mendelssohn eine von gegenseitigem Respekt getragene pluralistische Gesellschaft an. Hierin zeigen sich die positiven Auswirkungen der Freundschaft Lessings und Mendelssohns, die dieses ihr Ideal im privaten Bereich weitgehend verwirklichen konnten. Die Früchte dessen, aber auch die Unmöglichkeit der gesellschaftlichen Verwirklichung des Ideals einer neutralen, Gleichberechtigung gewährenden, pluralistischen Sozietät werden schon zu Mendelssohns Lebzeiten sichtbar. Es ist das grosse Verdienst von Prof. Altmann, einem der prominentesten Erforscher der jüdischen Geistesgeschichte, diese Aspekte und die Auseinandersetzungen Mendelssohns mit den Freunden Lessing und Kant, mit dem missionarischen Schwärmer Lavater, mit Herder, Hamann und – schon an der Schwelle des Todes – mit F. H. Jacobi im »Pantheismusstreit«, so detailliert, oft mit Hilfe bisher unbekannter Materialien, so faszinierend aufgezeichnet zu haben. Im Licht der nachmendelssohnschen Geschichte des deutschen Judentums ist man betroffen von den hässlichen Attacken, die Mendelssohns Denken als »typisch jüdisch« etc. in dem Augenblick auf sich zog, als sein Ruhm schwand und es unter die Kantsche Kritik an der klassischen Metaphysik und die Woge des neomystischen Christentums geriet.

Mendelssohn spielte eine so zentrale Rolle in seiner Zeit und weit darüber hinaus, dass man Verwunderung empfindet darüber, dass die letzte Biographie des »deutschen Sokrates« fast ein Jahrhundert alt ist!

Altmann ist es jetzt meisterlich gelungen, eine aussergewöhnlich material- und detailreiche, einfühlsame und moderne bio- und historiografischen Ansprüchen entsprechende Biografie zu schreiben, die als definitives Standardwerk angesehen werden muss.

Zu wünschen, dass dieses höchst beachtliche Buch auch deutsch erschiene und sei es in einer (durchaus möglichen) gekürzten Fassung – ist das unrealistisch? Michael Brocke

GERSON APPEL: A Philosophy of Mizvot. The Religious-Ethical Concepts of Judaism, Their Roots in Biblical Law and the Oral Tradition. New York 1975. Krav Publishing House, Inc. 288 Seiten.